

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 31

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

3. Fortsetzung

Über allem Sprechen war Lens kaum dazu gekommen, ein paar Bissen zu essen; van der Stappen dagegen stopfte, um nicht reden zu müssen, solche Mengen in sich hinein, dass Djokjas, des Javaners, Augen aus den Höhlen traten. „Ich bin stolz“, gurrte er endlich, „dass der Herr mir soviel Ehre antut.“

„Ehre antut? Wieso?“ knurrte van der Stappen. Er bemerkte die Schüsseln, in denen mächtige Portionen fehlten, schob klirrend den Teller zurück. „Ehre antut?“ wiederholte er. „Ein Schlangenfrass war das!“ Er erschrak, wollte sich bei dem Mädchen entschuldigen sah, verblüfft ihr lachendes Gesicht und verstummte.

„Das war das erste herzliche, ehrliche Wort, Kapitän“, sagte sie, „das Sie heute gesprochen haben. Wollen Sie das nicht beibehalten?“

Er war versucht, einzustimmen und verbot sich's. „Warum reisen Sie nicht mit Thomas Cook and Son? Man würde Ihnen in anständigen Autobussen alle Aussichten auf Bali zeigen, die im Reisehandbuch ein Sternchen haben. Oder, wenn Sie lieber mögen, könnten Sie auf Sumatra oder Borneo ein Nashorn schießen, am Ende gar einen Orang. Statt dessen stiften Sie auf einem ehrlichen, dreckigen, stinkenden Trampkahn Unfrieden und Verwirrung, zwingen ihm einen Kurs auf, der nicht ungefährlich ist — Warum tun Sie das alles? Was, zum Henker, wollen Sie auf Ihren verdammten Schildpad-Inseln?“

„Wenn ich gefunden habe, was ich suche, Kapitän“, antwortete Betje und hob mit dem vergnügten Lächeln, das ihn allmählich rasend machte, die Schultern, „werd' ich's Ihnen zur Begutachtung vorzeigen. Aber vorher möcht' ich nicht darüber sprechen — ich hab' solche Angst vor Ihrer schlechten Meinung“, schloss sie mit übertriebener Kindlichkeit.

Van der Stappen schlug auf dem Tisch einen Trommelwirbel. „Wissen möcht' ich bloss“, murmelte er nach einer Pause, „woher Sie die Sache mit der Haifischschwanzflossenschuppe gewusst haben. Wirklich hellsehen können Sie doch nicht — oder?“

„Natürlich nicht“, gab sie offenherzig zu. „Es war ein Trick dabei. Alle Magie ist Trick. Wussten Sie das nicht?“ „Doch natürlich —.“ Er war etwas verwirrt. „Aber mit Tricks erreichen, was man offen nicht erlangen kann, ist das fair?“

„Durchaus — da Sie ja wussten, alle Magie sei Trick.“

Vor dieser primitiven und schlagenden Logik schnappte er nach Luft. „Verraten Sie mir den Trick?“ fragte er endlich.

„Wenn Sie versprechen, Ihre Zusage trotzdem zu halten — und keinen Krach anzufangen.“

Er schluckte. Es reizte ihn so, ihr in die Karten zu sehen, dass er „Gut, ich versprech's“ brummte.

„Sehr einfach. Fünf Gin-Fizzes, von Pieter Lens konsumiert, und ein bisschen Geschick.“

Van der Stappen hielt die Tischkante so fest umklammert, dass die Handknöchel weiss wurden. „So war das —“, keuchte er. „Nun, ich hab's versprochen und ich halt's auch. Aber was ich von Ihnen denke, das ist meine Sache. Ich wollte jedenfalls, ich hätte es mir leisten können, Ihren Onkel zu verstimmen. Dann wären Sie, verlassen Sie sich darauf, nicht hier. Meinen Steuermann, meinen Freund sozusagen, zu missbrauchen — warum in aller Welt hat er denn nicht das Maul aufgemacht, als er nachher merkte, was Sie mit seinem Wissen anfangen?“

„Wirkung meiner Reize“, lachte sie. „Er hatte Angst um unseren hübschen, eben erst begonnenen Flirt. Sind Sie übrigens immer so grob?“

„Ich glaube wohl“, antwortete er mit erzwungener Gleichmut.

„Am Ende noch stolz darauf?“

„Stolz? Nein. Ich bin eben, wie ich bin.“

„Also doch“, stellte sie trocken fest. „Hören Sie, Kapitän: Sie haben mich nun einmal auf dem Hals. Ihre Meinung haben Sie mir auch gesagt. Auf einer einsamen Insel werden Sie mich ja wohl doch nicht aussetzen. Wollen wir uns also nicht lieber vertragen?“

„Unverfroren wie nur je ein Reporter“, knurrte er, wandte sich ab und stetzte der Brücke zu. Sie blickte ihm nach, wollte lachen und brachte es nicht zustande. Etwas in ihr tat ein klein bisschen weh.

* * *

Einen Tag nach der Ausfahrt aus der Bucht von Ambon sichtete einer der alfurischen Matrosen die ersten Eilande der Schildpad-Gruppe. Der Anblick schien dem Mann, wie Betje mit leiser Belustigung beobachtete, aus einem geheimnisvollen Grunde Schrecken einzuflößen. Eilfertig hastete er zum Achterdeck, auf dem sich der lange, hagere Bootsmann der „Pinaja“, kenntlich an einem auffallenderweise grünen Turban, mit dem Ordnen irgendwelchen Tauwerks beschäftigte, und begann auf ihn einzureden. Als bald kamen beide wieder zum Bug. Der Matrose wies, der Bootsmann sah. Der Ausdruck seines zerfurchten Gesichts missfiel Betje durchaus; kam jetzt wirklich jene Aufsässigkeit, von der Lens in seiner Trunkenheit gesprochen hatte? Fürchteten diese Leute tatsächlich die still gerundeten Inselchen, die weit draussen im Meer schwammen wie Walfischrückten? Beunruhigt bemerkte Betje, dass der Bootsmann die Brücke erklimmte und in respektvoller Haltung, doch mit Entschiedenheit eine Meinung vertrat, die freilich allem Anschein nach von van der Stappen keineswegs geteilt wurde. Vielmehr verschwand der Mann nach ein paar Minuten sichtlich gedrückt von der Brücke, suchte das Mannschaftslogis auf und kam fürs erste nicht mehr zum Vorschein.

Zwei Stunden später, sie hatten sich inzwischen den Inseln beträchtlich genähert, rief van der Stappen das Mäd-

chen auf die Brücke. „Damit Sie“, erklärte er und reichte ihr ein Glas. „Ihre geliebten Dinger doch ordentlich sehen können —“ Er ging unruhig hin und her; schliesslich blieb er vor ihr stehen. „Schwierigkeiten mit den Leuten, wie ich dachte. Ruruka, mein Bootsmann, ist ein prachtvoller Kerl. Trotzdem hat sogar er vor der Gruppe Angst. Er wollte mir lange Geschichten erzählen, von verschwundenen Schiffen, plötzlich aufgetauchten Riffen — ach, was weiss ich! Jedenfalls bin ich nun in der beneidenswerten Lage eines Mannes, dem seine Leute nur widerwillig gehorchen und folgen. Alles wegen Ihnen!“

Schweigend nahm das Mädchen den Vorwurf hin. Sie war so völlig darauf konzentriert, die Ufer der Eilande abzusuchen, dass es schien, als habe sie van der Stappen nicht gehört. Er wandte sich ab, und die „Pinaja“ begann, sich gleichsam wie mit vorgestreckten Armen in einen dunklen Gang, in die sich wirt verzweigenden Kanäle der Schildpad-Gruppe hinzutasten. Mit eintöniger, die Nerven zersägender Stimme sang vom Bug her der Bootsmann Ruruka die geloteten Tiefen aus. Pieter Lens stand auf der Brücke; er hatte den Mann am Rad beiseitegeschoben und liess selbst die Speichen, die im Gebrauch dreier Jahrzehnte seidenglatt geworden waren, durch die Hände laufen. Gespannteste, angestrengteste Aufmerksamkeit band vor sein Gesicht die Maske eines abwesenden, törichten Lächelns; obgleich die Geschwindigkeit der „Pinaja“ bis auf drei Knoten gedrosselt war, konnte man doch nicht wissen, was kam. Korallenriffe hatten die üble Gewohnheit, sich scharf und unvermittelt zu erheben, dass man trotz aller Vorsicht auflaufen konnte.

Plötzlich warf van der Stappen, dessen Augen fortwährend vergleichend zwischen Natur und Seekarte hin- und hergegangen waren, mit einem derben Fluch das Blatt

beiseite. „Ich verstehe das nicht, Pieter! Nichts stimmt! Freilich, die Karte ist zehn Jahre alt — aber trotzdem —“

„Was stimmt nicht?“ fragte Lens beunruhigt und verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

Die Küstenlinie stimmt so ziemlich — wenn man dicht dran ist, sieht man's. Aber alle Landmarken sind falsch. Da drüben, auf der kahlen Kuppe, sollten drei auffällig hohe Palmen stehen. Siehst du sie? Ich nicht. Hier dagegen, wo ein gezackter Fels sein müsste, steht Jungwald. So geht das andauernd. Man müsste die ganze Karte neu zeichnen. Es ist fast“, er lachte gezwungen, „als habe tatsächlich Rurukas Dämon in böser Absicht die Gegend verändert —“

Betje stand bei ihm. Sie flammte vor Erregung. „Ist das so, Kapitän? Ist das wirklich so?“ forschte sie heftig. „Warum interessiert Sie das so sehr?“

Sie schüttelte den Kopf und trat zurück. „Das kann ich nicht sagen — nicht jetzt —“, murmelte sie mit blossen Lippen. Um nicht weiter gefragt zu werden, stieg sie auf Deck hinunter und begann eine nicht enden wollende Serie von Aufnahmen. Unter Lidern, die zu einem schmalen Spalt gekniffen waren, spähte sie gierig voraus. Je tiefer sie in das Gewimmel zahlloser Inselchen drangen, um so mehr änderte sich deren Charakter. Die draussen waren sehr klein gewesen, sehr flach, trugen ausser einer spärlichen Bedeckung von hartem, scharfem Alang-Alang-Gras kaum Vegetation. Hier drin sahen die Ufer anders aus; himmelnstrebende Mangroven standen auf ihren Stelzwurzeln im Wasser, wie Fischer mit Gummistiefeln im Strom. Schlamm-springer spazierten bedächtig auf diesen mächtigen hölzernen Strebepeilern und Platten umher, silbern, blau, grün brach sich auf ihren feinen Schuppen das Licht. Betje hatte bisher nie gehäht, dass es so zahllose Nuancen der

HAUS- und FELDGARTEN

Vom Ernten.

« Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis. » (Schiller)

Das Ziel all unserer Bemühung in unsern Pflanzungen ist eine reiche, gesegnete Ernte. Wohl liegt sie, wie Gotthelf sagt, « in Gottes Hand »; « aber », sagt er an einem andern Orte, « der Mensch muss auch das seinige tun: arbeiten ». Gewiss, der Erdseggen muss *erworben*, *erarbeitet* sein, und zwar mit Verstand; denn — wieder ein Gotthelfwort — « wo man den Verstand nicht braucht, trägt die Arbeit wenig ab ». In diesem Sinne gab ich euch, verehrte Leserinnen und Leser, im Laufe des Sommers, meine Wegleitungen. Nach diesen habe ich auch in meinen Kursgärten gearbeitet und das Resultat waren Höchst-erträge. Es würde mich freuen, wenn das auch bei euch der Fall wäre.

Wann sollen wir ernten?

Nicht zu früh und nicht zu spät. Ein zu frühes Ernten hat vor allem Quantitätsverluste zur Folge, aber auch die Qualität ist nicht vollwertig. Das letztere ist aber ganz besonders der Fall, wenn man zu spät erntet; dann sind die Gemüse, wie man sagt, « überständig ».

Richtiges Ernten setzt eine genaue *Sortenkenntnis* voraus. Ich will das an einigen Beispielen zeigen:

1. *Rübli*. Wir unterscheiden: Karotten (Saucenrübli und Feld-rübli).

a) *Karotten*.

1. *Frühsorten*: Stumpfe holländische, halblange Nantaise. *Aussaaten* vom März bis Mitte Juli in 5 Reihen, auf Handbreite erdünnert. Die erste Aussaat ist Mitte Juli erntereif, d. h. qualitativ und quantitativ am wertvollsten. Je länger wir sie aber noch stehen lassen, desto mehr nehmen sie an Gewicht zu; qualitativ werden sie aber immer minderwertiger.

2. *Spätsorten*: Meaux, Chantenay, Berlicumer. Diese säen wir vom April bis Mitte Juni in 4 Reihen aus und erdünnern später die Saat auf *doppelte* Handbreite. Denn als Spätsorten werden sie viel grösser als die Frühsorten, benötigen somit

auch mehr Platz und längere Entwicklungszeit als diese. Ernte der Aprilaussaat: Mitte August.

Durchschnittliche Gewichte erntereifer, richtig kultivierter Karotten: *Frühkarotten*: Stumpfe holländische 100 bis 200 g; halblange Nantaise: 200 bis 300 g. *Spätkarotten*: bis 500 g.

b) *Feldrübli*. *Sorten*: Rote, lange, stumpfe Flakkeer, rote, lange, spitze St. Valéry, gelbe, stumpfe Pfälzer. *Aussaaten*: April bis Ende Mai in 4 Reihen und später auf doppelte Handbreite erdünnert. Von der Aprilaussaat kann es bis 1 kg schwere Exemplare geben; die Maiaussaat gibt eine qualitativ etwas bessere Ernte.

2. *Zwiebeln* (aus Steckzwiebeln gezogen).

Die Zwiebeln sind verdickte Stengel, entstanden durch Aufspeicherung von im Blatte hergestellten Reservestoffen, welche im nächsten Frühjahr den austreibenden Blütenspross zu ernähren haben. Um Mitte August herum finden die Zwiebeln, sie hätten genug Reservestoff hergestellt; sie stellen deshalb die « Fabrikation » ein, legen sich nieder und sterben ab. Dann werden sie an einem sonnigen Tage vom Boden gelöst und an Ort und Stelle liegen gelassen, damit sie gut abtrocknen. Daraufhin werden sie sorgfältig, d. h. unter Schonung der schützenden Pergamenthaut, geputzt, gebüschelt oder gezüpfelt und trocken und frostfrei aufbewahrt, aber nur gesunde Ware; Zwiebeln mit weichen Stellen (Fäulnisherden) werden gleich in der Küche verwendet. Sehr gut halten sich die Zwiebeln auch in Harassen.

Die Maiaussaat der *Buschbohnen* ist Mitte August abgeerntet. Das Gestäude wird dem Boden eben abgeschnitten; die stickstoffbakterienreichen Wurzeln bleiben somit im Boden und düngen nachher die Nachfrucht.

Wegleitung:

Vom August an keine *Rhabarber* mehr ernten, damit die Stauden noch genügend Zeit haben, den entleerten Wurzelstock wieder nachzufüllen.

Bei den *Tomaten* immer wieder die Blattwinkeltriebe entfernen.

Erdünnern. 30 cm: Endivien, Salat, Lattich, Knollenfenchel, chinesischer Kohl, Herbstrüben. 20 cm: Winterrettich. 10 cm: Karotten. Alles Julisaaten. G. R.

einen Farbe Grün gebe; von dem beinahe schwarzen Laub der Mangroven reichte die Skala bis zu dem durchscheinenden, fast farblosen Glanz der Fischchen, die einander spielerisch und gewandt zwischen den Wurzeln jagten. An der Reling lehnd, schaute sie, bis die Augen träneten. Völlig unbegreiflich schien ihr, dass sie nicht die geringste Spur menschlicher Ansiedlungen entdeckte. Es musste, musste doch hier Menschen geben! War die ganze Reise umsonst? Alle Mühe, alle Unrast — nicht zuletzt der Betrug an van der Stappen und Lens — umsonst?

„Hör mal, Jan —“, sagte auf der Brücke Lens gehemmt zu seinem Kapitän.

Van der Stappen wandte nicht einmal den Kopf. „Pass aufs Steuer auf und halt's Maul“, fuhr er ihn grob an. Seit der betrügerischen Wette sprach er mit ihm nicht mehr, als dienstlich notwendig war.

Lens schluckte. „Nein, wirklich, Jan — hör doch mal: was hat dir Ruruka von den Schildpads erzählt?“

„Dass“, van der Stappen wurde unwillkürlich aufmerksam und mitteilungsbedürftig, „seine Leute früher hier zu fischen pflegten. Er stammt von den Luciparen, du weisst ja. Aber seit einem Jahr ungefähr gehen sie nicht mehr hierher. Es gebe hier herum ein graues Boot, so schnell, dass es ein Geisterschiff sein müsse — viel schneller noch als alle Torpedojäger der Flotte. Man sehe niemals einen Menschen darauf. Das Ding habe ihnen die Netze zerrissen, ein paar ihrer Boote rücksichtslos über den Haufen gerannt, von Zeit zu Zeit heule es mit schrecklicher Stimme.“

„Könnte“, murmelte Lens, „ein privates Schnellboot sein —“.

„Auch“, fuhr Jan fort, „seien die Bewohner der grössten Schildpadinsel verschwunden. Das muss die da sein, vor

uns! Da sei ein ganzer Stamm gewesen, mit denen sie zeitweise Krieg gehabt hätten, manchmal auch Frieden. Jetzt seien sie einfach nicht mehr da. Unsichtbar. Der Dämon des Schiffes müsse sie weggezaubert haben.“

„Schon schwerer zu begreifen, nicht, Jan?“

Jan nickte. „Der Dämon entschädige aber die Fischer deren Netze er zerresse oder deren Boote er beschädige mit wunderschönen gelben Perlen, die er nächtlich in anderen Boote schmuggle. Ein netter Dämon, nicht?“

„Dämon oder nicht — das Etwas legt jedenfalls Wert darauf, allein zu sein und von niemand gestört zu werden kommt mir vor.“

„Mir auch!“ Jan mass mit langen Blicken die Küstenlinie aus. „Diese Veränderung der Küste — ist sie nicht dämonisch? Kann das ein Mensch tun? Ein Mensch, Pieter der was von Seefahrt versteht? Und an der Sorgfalt, mit der er alle Merkzeichen vernichtet hat, sieht man, der Kerl versteht etwas. Das ist doch verbrecherisch, das ist —!“

„Begreifen kann ich's nicht“, murmelte Lens. „Die Regierung wäre wahrscheinlich heilfroh, wenn sich ein weisser Mann dieser gottverlassenen Gegend annähme und sie hochbrächte. Ich meine, niemand würde ihn stören. Warum sollte er das alles tun? Sich so von Geheimnissen umgeben, dass er sogar zum Verbrecher wird? Was kann hier schon zu holen sein? Nichts, was ihm nicht jeder Mensch gerne gönnen würde für die hundsgemeine Einsamkeit, die er hier aushalten muss.“

„Perlen“, sagte Jan langsam und dachte an die Inflation schönster gelber Stücke, von der de Witt ihm gesprochen hatte. „Perlen könnten hier zu holen sein, mein Lieber.“

„Glaub' ich nicht. Das Wasser ist nicht danach, der Grund nicht, die Wassertiefe nicht —.“ (Fortsetzung folgt)

Von der Erziehung und von der Schule

Was dürfen wir von der Schule verlangen?

II.

Die Zeit ist noch nicht allzufern, da man von der Schule ganz einfach verlangte, sie habe die Kinder Lesen, Rechnen und Schreiben zu lernen. Man sah diese Fertigkeiten als Grundlage für jede Berufserlernung an und nahm an, dass jeder, der sich darin auskannte, auch imstande sei, irgendein Handwerk zu erlernen oder ein Gewerbe auszuüben. Dies galt in erster Linie für die Primarschule, und wer sich eine erweiterte Bildung zu erwerben gedachte, war gehalten, in eine Sekundarschule zu gehen. Im Laufe der Zeit wurde dann der Lehrplan auf der Primarschule erweitert; es wurden neue Fächer eingeführt und heute unterscheiden sich Primar- und Sekundarschule eigentlich nur dadurch, dass letztere mehr Zeit zur Verfügung hat, mit ausgelesenen Schülern arbeiten kann und in ihrem Lehrplan eine Fremdsprache als verbindliches Unterrichtsfach führt. Wenn auch nach wie vor das Hauptgewicht auf die Fächer Deutsch und Rechnen gelegt wurde, so ist es doch leicht verständlich, dass der Pflege der reinen Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens nicht mehr so viel Zeit eingeräumt werden konnte wie bei dem früheren, wesentlich weniger differenzierten Unterricht. Die Leistungen in eben diesen Fertigkeiten gingen da und dort allgemein etwas zurück und daher mag etwa die Kritik stammen, die Schule beschäftige sich mit vielen Dingen, die im späteren Leben nichts nützten. Die gleichen Klagen werden aber auch von all denen erhoben, die der Schule allerlei neue Unterrichtsgebiete aufzwingen möchten, die der eigentlichen Berufsbildung vorzuarbeiten hätten.

Und jetzt: Soll man wirklich von der Schule nur verlangen, dass sie die Schüler, Lesen, Schreiben, Rechnen lehrt? Und zweitens: Soll und darf man von ihr fordern, was eigentlich bereits ein Teil einer Berufslehre ist? Auch hier mag der rechte Weg in der Mitte liegen und weder das eine noch das andere dürfte die rechte Lösung der Frage sein, was man von der Schule verlangen darf.

So selbstverständlich es heute ist, dass man auch vom Unterricht einer Primarschule verlangt, er habe den Schülern einige Kenntnisse der Geographie, der Geschichte und der Naturgeschichte zu vermitteln, so sehr wird man sich hüten müssen, der Schule Aufgaben zu überbinden, die nicht in ihren Bereich fallen können. Auch hier heisst es: Schuster, bleib bei deinen

Leisten! Was sie dagegen soll, ist, den Schülern jene Bildung zu geben, sie jene Fertigkeiten zu lehren, auf denen dann irgend ein Beruf erlernt werden kann. Für die Primarschule bezieht sich dies auf Handwerk und Gewerbe, für die Sekundarschulen dazu noch auf Handel und Industrie. Je gründlicher diese beiden Schulstufen einem Schüler eine allgemeine, nicht auf bestimmte Berufsarten zugeschnittene Bildung vermitteln, desto besser ist er befähigt, eine beliebige Berufslehre zu bestehen. Es ist dabei selbstverständlich, dass zu dieser allgemeinen Bildung die Pflege einer Anzahl von Charaktereigenschaften gehören, die für jede Berufstätigkeit von grösster Bedeutung sind:

Erziehung zu genauer Arbeit, zu Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit, zur Wahrheit, zu aufmerkamer Beobachtung, aber auch zu Höflichkeit, Dienstbeflissenheit, zur Freude am Arbeiten.

Dies alles sind Dinge, die wir von der Schule — und zwar sowohl von der Primar- wie von der Sekundarschule — verlangen können.

Ähnliches gilt aber auch von den höheren Mittelschulen. So wird auch das Gymnasium danach streben, seinen Schülern jene allgemeine höhere Bildung zu geben, die ihnen ermöglicht, irgend ein Berufsstudium zu ergreifen. Es ist sicher falsch, wenn es der Universität dieses und jenes vorwegnimmt und glaubt, es müsse im Hinblick auf das Hochschulstudium im Unterricht bereits der einen oder andern Fakultät vorarbeiten. Dabei ist allerdings daran zu erinnern, dass schon die Teilung des Gymnasiums in eine altsprachliche und neusprachliche Schulung mit Latein, in ein Realgymnasium (mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium) und ein Handelsgymnasium eine Spezialisierung bedeutet.

Mit einem Wort: Jede Schule muss ihrem Zwecke und ihrem Ziele entsprechend versuchen, eine wirklich grundlegende und gründliche Bildung zu vermitteln. Für die Primar- und die Sekundarschulen und wenigstens in der Hauptsache auch für das Gymnasium, soll diese Bildung so sein, dass auf ihr die eigentliche Berufsbildung aufgebaut werden kann. Auf diese Weise erfüllen alle diese Schulen die ihr zugemutete Aufgabe. Mehr dürfen wir von ihnen nicht verlangen, vor allem aber nicht, dass sie auch schon auf bestimmte Berufe vorarbeiten sollen.

K.